



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Steffen, N. : Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann : zweiter
Brief.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schönsten Gestaltung darbieten, sind mit den erwähnten bei weitem nicht erschöpft.

Wir wünschen, daß der Leser von diesen Betrachtungen mit dem Gefühl scheide, von welchem sie eingegeben werden, daß hier ein hoch merkwürdiges, bedeutsames, seltenes Werk vorliegt, dessen Erscheinen auf der eigens für dasselbe zubereiteten Bühne die theilnehmendste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde verdient.

Felix Calm.

Briefe eines Luxemburgers an einen Landsmann.

Zweiter Brief.

Es ist schwer, Jemanden des Bessern zu überzeugen, der nicht überzeugt sein will. Ich habe nicht verlangt, du sollst die Sache vom preussischen Standpunkte aus betrachten, sondern einfach von einem unparteiischen und unvoreingenommenen Standpunkte aus. Dafür braucht man kein Preuße zu sein. Ich bin das auch nicht. —

Du sprichst von Deutschland, wie es früher gewesen, nicht von dem Deutschland wie es heute ist. Ich gebe zu, daß in früheren Zeiten nicht alles rosig war in diesem Lande. Unsere deutschen Brüder haben sehr bittere Erfahrungen gemacht. Aber sie haben sich diese Erfahrungen zu Nutzen gemacht und sind durch Schaden klug geworden. — Vor 1866 gab es eigentlich gar kein Deutschland. Man kannte nur Preußen, Oesterreicher, Baiern, Würtemberger, Hannoveraner, Sachsen, Badenser, Hessen, Mecklenburger, Braunschweiger &c. Von allen diesen standen Alle gegen Einen und Einer gegen Alle. Divide et impera, hieß die Losung der Bundesregierung. Erhob sich bei einer von diesen Völkerschaften der Oppositionsgeist, der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, gleich mußten die Uebrigen herbei, um mit starker Hand die Gluth zu dämpfen, bevor sie zur hellen und leuchtenden Flamme ward. —

So konnte der freie Geist nirgends aufkommen. Deutschland mußte einig werden, bevor es frei werden konnte. Und wer konnte die Einigung Deutschlands bewirken? Preußen — das verhasste Preußen — allein. Der große und willensstarke Staatsmann, der heute als Reichskanzler die Geschicke Deutschlands leitet, mußte von dem großen Gedanken erfaßt und begeistert werden, sein Volk zu erlösen aus den Banden des Jozp- und Jun-

ferthums und der verknocherten und verrotteten Reaction. Der Dualismus mußte der einheitlichen Gewalt, Oesterreich Preußen, weichen; Sadowa mußte kommen, ehe das Erlösungswerk zu Stande kommen konnte. — Ich kann gar nicht begreifen, wie man auf Preußen mit Haß und Ingrimm, anstatt mit Bewunderung und hoher Achtung blicken kann, es sei denn, daß man dieses kraftvolle, muthige, willensstarke Volk vom Parteistandpunkte aus betrachte, wie es die Jesuiten und ihre Creaturen thun. Diese freilich wissen, weshalb sie Preußen so ingrinnig hassen. Doch ich denke viel zu gut von dir und deinen vielen Freunden aus dem deutschfeindlichen Lager, um euch mit den Dunkelmännern in eine Reihe zu stellen. Ihr könnt doch unmöglich die nämlichen Beweggründe zu eurem Haße gegen Preußen haben, wie die Sippe der Finsterlinge. Ihr wollt ja doch Voltarianer sein; habt euch von jeher auf eure Freigeisterei soviel gewußt; habt über das „Pfaffenvolt“ und seinen „Sokuspokus“ immer so witzig zu spötteln gewußt — und nun solltet ihr euch so ohne Weiteres zu den Ansichten dieser „Pfaffen“ bekehren, und anbeten, was ihr noch eben verspottet und verhöhnt habt. Nein! das kann nicht sein. Und dennoch kann ich die Gründe, die du mir für deine Antipathien gegen Deutschland, worunter du Preußen verstehst, nicht als wirkliche Gründe betrachten. Wenn du wirklich die deutschen Verhältnisse und die deutschen Männer so gründlich studirt hast, wie du sagst, dann mußst du doch die Ueberzeugung in dir tragen, daß das gegenwärtige deutsche Volk nicht mehr das deutsche Volk vor hundert Jahren ist. — Du führst eine Menge veralteter Anreden, und andere Formeln an, die den Knechtsinn des deutschen Volkes beweisen sollen. Und dennoch mußt du, als Kenner der deutschen Verhältnisse wissen, daß dergleichen Formeln heute nirgends mehr, oder doch nur äußerst selten noch, gebraucht werden. Du führst die Arroganz der deutschen Junker, die Titelsucht der höheren Bürgerschaft und den Geist der Unterwürfigkeit der niedern Volksklassen an. Was den Stolz und Dünkel der Vornehmen betrifft, so brauchen wir doch wohl nicht bis nach Deutschland zu gehen, um dafür Muster zu suchen. Ich kann dir in unserm eignen Lande Hunderte solcher Wiedehopse mit hohem buntem Schopfe zeigen, die es an Stolz und Dünkel wahrlich keinem — nicht einmal einem preußischen Junker — nachthun. — Und was die Titelsucht der deutschen Bürgerschaft betrifft, Freund, so wollen wir doch auch hier lieber vor unserer eigenen Thüre kehren. Wir lassen uns zwar nicht Rath, Geheimer-Rath, u. s. w. tituliren; aber jeder, der es bei uns zu einem feineren Frack und einem Cylinder bringt, will sein Kreuz an die Brust, sein „Wippchen“ ins Knopfloch haben, um sich von Seinesgleichen zu unterscheiden; und wahrlich kein Deutscher kann stolzer sein, auf seinen „Herr Rath!“ oder „Herr Geheimer Rath!“, als wir es auf das Aus-

hängeschild vor unserer Brust sind. Du mußt das ja wissen, Freund! da du selbst dekorirt bist. Beim Herrn Rath oder Geheimen-Rath in Deutschland kommt's doch noch meistens auf wirkliches Verdienst an, indem es wohl selten geschieht, daß wirklich ganz verdienst- und fähigkeitslose Menschen mit dem Titel Rath betraut werden. Was aber geschieht bei uns? Werden nicht die jämmerlichsten, alles Verdienstes, ja aller Tugend baaren Wichte, bloß auf die Recommendation eines irgendwie einflußreichen, hochstehenden Patrons hin, mit dem Ehrenkreuz beschenkt? Was soll diese Auszeichnung heißen? Was bedeutet eine solche Dekoration? Könnte das Kreuz sich schämen, es müßte roth werden über und über, so hier am Pranger vor aller Welt hängen zu müssen. — Doch das finden wir ganz in der Ordnung. Wenn ein so bekreuzigter Hans Hasensuß mit seinem Ehrenzeichen an der Brust die Straßen daher stolzirt, und mit tausend Blicken Ehrfurchtsbezeugungen von dem vorübergehenden „Plebs“ zu fordern scheint — so finden wir das nobel, gentil, comme il faut.

Aber wenn ein deutscher Bürger auf seinen Rathstitel stolz ist, oder vielleicht noch mehr auf die wirklichen Verdienste, die ihm diesen Titel erworben haben — dann schreien wir über Titelsucht, u. dgl. — Das ist unsere vielgepriesene Unparteilichkeit. Ich meinerseits halte alles Pochen auf den Schein ohne Wesen für albern und kindisch, ob man nun auf einen leeren Titel, oder auf nichtsagende Ehrenzeichen poche. — Kommen wir nun auf den Knechtsfinn, den Geist der Unterwürfigkeit bei den niederen Klassen in Deutschland. Ich verabscheue den Knechtsfinn überall, wo ich ihm begegne, bei uns sowohl, wie bei allen übrigen Völkern. Aber die Unterwürfigkeit der Niedern gegen Höherstehende kann ich recht wohl begreifen und auch rechtfertigen, jedenfalls da, wo höherer Rang und höheres Verdienst stets zusammengehen. Ich glaube, daß das in Deutschland häufig der Fall ist, obgleich auch hier die Regel nicht ohne Ausnahmen ist. Wer kennt nicht die ernstesten Staatsexamen, die in Deutschland, vorzüglich aber in dem verhassten Preußen, von allen Aspiranten nach hervorragenderen Stellungen, gefordert werden. „Dem Würdigsten!“ heißt es hier. Dem Verdienst allein die Krone. Wo aber wirkliches Verdienst und wirkliche Würde ist, da versteht sich der Respekt und die Unterwürfigkeit der Untergebenen, der Niedriggestellten, sollte ich meinen, doch ganz von selbst. Was heißt Gleichheit? was Brüderlichkeit? Du würdest mir doch wohl kein freundliches Gesicht machen, wollte ich dir Meister Schluck, den Eckensteher, als deinen Bruder und als deinesgleichen vorstellen, wenn du, z. B. eben gerade mit deinen Ehrenzeichen an der Brust daherkommst, etwa von einer Audienz bei Sr. fürstlichen Hoheit, unserm Prinzen-Statthalter? — Gleichheit vor dem Gesetz soviel du willst, und Brüderlichkeit vor Gott, unserm gemeinschaftlichen Vater, desgleichen.

Alles Uebrige ist Geschwäh. Keim, um Gimpel zu fangen. — Freilich! wo sich die Canaille ans Staatsruder hindrängt und die Ehrenmänner, das Verdienst und die Würde aus den höhern Staatsämtern verdrängt, um Hresgleichen überall Platz zu machen, da mag Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen von den tiefsten Tiefen, bis zu den höchsten Höhen. Dergleichen ist schon da gewesen. Aber Verdienst und Würde, wenn auch verdrängt, werden nie die Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen sich selbst und der Canaille gelten lassen. — Ich auch will dir keine Fabel erzählen, Freund! obgleich die meinige leicht eben so pikant sein dürfte, als die deinige vom Schooßhund und dem Esel. —

Noch eine deiner Bemerkungen muß ich im Vorübergehen berühren. Du sagst, der Luxemburger habe viel zu viel Freiheitsinn, um sich unter die preußische Pickelhaube stecken zu lassen. Daran zweifle ich sehr. Wer sich so gelassen und geduldig das Löschhütchen der Dunkelmänner aufsetzen läßt, wie wir, der, wahrlich! könnte unter der preußischen Pickelhaube nur gewinnen. Wenigstens ist unter den preußischen Pickelhauben noch Raum für den Geist und das Licht, während das Löschhütchen unserer Jesuiten uns die Köpfe so platt drückt, daß ein Jeder, der uns fürs erstemal sieht, uns für Kretins nehmen sollte. — Ist es etwa das, was du unter freiem Geist verstanden sehen möchtest? Freund! Freund! wo bleibt da dein vielgepriesener Voltarianismus, auf welchen du einst so stolz warst? — Es will mich manchmal bedünken, die Jesuiten haben es dir angethan, und zwar aus eitel Rache über deinen Voltarianismus.

Und was wir Gutes und Schönes haben, und je hatten, das hatten und haben wir von Frankreich, wie du meinst. Natürlich stehen hier in erster Reihe unser freier Geist, der sich Keinem unterordnet, als allein unsern Pastören, unserm hochwürdigen Hrn. Bischof, unsern Jesuiten und unsern lieben Frauen (unsern wirklichen Frauen, meine ich), und unsere feine französische Bildung, unser verfeinerter Geschmack, das feine unnachahmliche französische „Chic“ und „Chien“, und unsere große Belesenheit in der französischen Literatur, vorzüglich der Romanliteratur. Denn das wirst du mir doch zugeben, daß die Allerwenigsten von uns sich tiefere Einsichten in die französischen Klassiker gewonnen haben. Wir lieben das Leichte, das Duftige und Lustige, jußt wie unsere Muster, die Franzosen, nicht das Blei- und Zentnerschwere des deutschen Michels. — Jawohl! Freund! du hast vollkommen Recht, der deutsche Michel hat ganz und gar kein Geschick, das französische leichte, lustige Wesen, das reizende Chic und Chien der großen Nation, nachzuahmen, oder zu copiren, wie du sagst. — Wenn er den Versuch macht, so ist er freilich albern genug, und ich will einer von den Letzten sein, die ihm dafür Lob spenden. Wir Luxemburger bringen das schon leichter fertig. Beweis,

unsere „Jeune France“, und ihr Gebahren in und außerhalb unsers Theaters. Freilich! das französische Theater, und das Repertoire dieses Theaters gehört ja auch uns zum Theil. Wir können doch wenigstens die herrlichen, so geistreichen, als sittenreinen Meisterwerke der französischen Vaudevillisten auf unserm Theater im Urtexte wiedergeben. Wir — ich meine wir Gebildeteren nach französischem Schloff — verstehen doch mehr oder weniger die göttliche Sprache Corneille's, Voltaire's, Racine's und Molière's wenn wir auch die leichtern und lustigern Stücke eines Offenbach und dergleichen, dem Ernst der Classifier vorziehen. Wir können einmal nichts Schweres vertragen. Wir sind halt nicht der deutsche Michel. — Wie abscheulich von diesem deutschen Michel, der es sich erlaubt, sogar die französischen Romane zu copiren, in denen er ja nur das Wenigste versteht. Deutschland kann so alt werden wie Methusalem, einen Romancier wie Paul de Kock, Pigault-Lebrun, Balzac, Paul Féval, la Comtesse Dash, 2c. 2c. wird es nie hervorbringen. Ist es nicht das, was du sagen wolltest Freund? — Ferner sagst du, Frankreich sei Deutschland in der Literatur wenigstens ein Jahrhundert voraus gewesen; und die Deutschen haben sich an französischen Mustern aufringen müssen. Freilich, wie Lessing z. B. — Du hast ja wohl Lessing's dramatische Briefe gelesen? Oder wie Schiller und Goethe: beide Stockfranzosen durch und durch. — Wieland hat ebenfalls Manches von den Franzosen gelernt. Schade, daß die Kritik meint, das sei eben Wieland's größter literarischer Fehler gewesen. — Du hast vergessen, Freund, von der Wissenschaft zu sprechen. Natürlich wird auch hier Frankreich Deutschland vorgegangen sein. Auch von der Reformation, und der Befreiung der Geister von den Fesseln des geistigen Despotismus des Mittelalters, hast du nichts gesagt. Natürlich! bei dir fängt die Aera der rechten Freiheit erst an mit der französischen Revolution von 1793. Viele meinen, und zu den Vielen gehöre auch ich, das sei gar keine rechte Freiheit damals in Frankreich gewesen. Wo so die Guillotine, und alle die vielen Mordwerkzeuge ins Zeug gehen, und wo eben die ihre Köpfe auf die Guillotine tragen müssen, die irgendwie Verständniß für wirkliche Freiheit haben und für diese Freiheit wirken. Da möchte ich doch wohl wissen, wo die Freiheit hätte bleiben sollen. Doch es heißt sich zu verständigen, nicht wahr? Die damalige große Nation, und in der großen Nation die kleinen Parteien, waren so eifersüchtig auf die vielgeliebte und vielgepriesene Freiheit, daß sie dieselbe ganz allein für sich haben wollten. Kein Anderer durfte seine Hand nach derselben ausstrecken, ohne daß sich ihm sofort der richtige Liebhaber in den Weg warf, und wenn's nicht anders ging, ihm eben den Garaus machte. Unsere Jesuiten und Fransquillons zwar guillotiniren heute Niemanden, noch ertränken sie einen in der Loire, wenn man um die Freiheit wirbt, die sie als ihr aus-

schließliches Eigenthum betrachten, sie begnügen sich mit der Verläumdung, die in den meisten Fällen so sicher trifft, und so glatt tödtet, wie die beste Guillotine. — Glaube nicht, daß ich übertreiben wolle Freund! Hast du mich nicht selbst auf den bitteren Haß, die Feindseligkeit, ja die Verachtung meiner Mitbürger aufmerksam machen zu müssen geglaubt, die mir am Ende gefährlich werden könnten. Woher denn all der Haß, all die Feindseligkeit, die Gefahr für mich? Hat etwa hier die Verläumdung, die Ohrenbläserei, das Hexen im Dunkeln, 2c. nicht die Hand im Spiel? Und warum das Alles? Weil ich den Muth habe, meine Ueberzeugung laut und öffentlich vor aller Welt auszusprechen, und weil diese meine Ueberzeugung für Deutschland und gegen Frankreich spricht. — Sieh da, Freund! die Freiheitsliebe, der Freiheitsfönn derer, die du deine Freunde, oder wenigstens deine Meinungsgegnossen, nennst. Wahrlich! eine allerliebste Freiheit! Auch ich könnte mich getrost auf die Guillotine vorbereiten, wenn eben das wohlthätige Instrument noch heute in der Mode wäre. — Doch die Leute haben ihre Tagesblätter und ihre Strohmänner dazu. Das tödtet eben so sicher. Nur täglich einen weitem Tropfen des Jesuitengiftes, und der Gegner müßte das Leben einer Kaze haben, wenn er nicht zulezt drauf gehen sollte. — Soviel, Freund! für die schmachvollen, und ehrlosen Hexereien der finstern Sippe uns gegenüber. —

Wenn du sagst, Frankreich sei an der Spitze der anderen Völker den Weg des Lichtes und der Freiheit gewandelt, so möchte ich dich doch fragen, wohin es dabei gekommen? — Schon gleich nach dem ersten Ansatz fiel es erschöpft und entkräftigt in die Arme Napoleon I., um sich von ihm schwerere Fesseln anlegen zu lassen, als es kaum je vorher getragen. Freilich bezahlte ihm der Despot seine Knechtschaft mit schillerndem Glanze. Doch das Wesen behielt er für sich. Frankreich mußte sich mit dem Schein begnügen. Napoleon herrschte, herrschte allein und unumschränkt, sowohl über Frankreich als über das sonstige Europa. Doch Frankreich war's erlaubt, sich einzubilden, die Gewalt sei sein eigen, die Herrschaft werde von ihm geführt. — Und wohin hat Napoleon I. dieses Frankreich, das sich rühmte, an der Spitze der übrigen Völker den Weg der Wahrheit, des Lichtes und der Freiheit zu wandeln, geführt? Geradewegs zurück in die drückende Knechtschaft der Dunkelmänner, worin es, trotz aller seiner convulsivischen Bemühungen, das schwere Joch wieder abzuschütteln, bis zu diesem Tage noch immer schmachtet und allem Anscheine nach noch lange schmachten wird. — Sieh da, Freund, wohin Frankreich die übrigen Völker geführt hätte, wenn sie ihm gefolgt wären. Doch aus Anderer Schaden werden die Leute klug. — Zu diesen Leuten gehört das deutsche Volk. Dieses hat nicht nur seine eigenen Fehler und Gebrechen, sondern auch die Fehltritte Frankreichs, die es in die Irre führten, wahrge-

nommen. Beide hat es sich zu Nutzen gemacht. Die eigenen hat es gut zu machen, die fremden zu meiden gesucht. Es ist von seinen Fehlstritten zum Schaden, vom Schaden zur Einsicht, zur Erkenntniß und durch die Erkenntniß zur Wahrheit und zur Weisheit gekommen, und das ist der einzige Weg, auf welchem die Völker zu Willensstärke, zu Macht und Ansehen kommen, ganz wie der einzelne Mensch.

Und nun schließ ich noch ein Wort über das barsche, harte, unfreundliche Wesen der Deutschen, worüber du Klage geführt hast. — Das Selbstgefühl, die Tugend, Freund, ist nicht immer gefällig und liebenswürdig, vorzüglich denen gegenüber, bei denen sie fehlt. Hier beleidigt ihr Schweigen, wie ihre Aeußerungen. Die Tugend ist ein ewiger Vorwurf für das Laster, selbst wo sie dieses nicht straft. So die Stärke dem Schwächling, die Energie dem Weichling gegenüber. — Der wirklich starke und tugendhafte Mann verschwendet seine Achtungsbezeugungen nur an seinesgleichen. — Und in Deutschland, Freund, giebt es der starken und tugendhaften Männer noch viele.

N. Steffen.

Weltausstellungsbericht.

3. Die Architektur.

Der Platz im Prater, welcher für die Ausstellung gewählt wurde, ist jedenfalls ein überaus günstiger, kann kaum schöner gedacht werden. Die Gartenanlagen mit ihren Rasenplätzen, Alleen, Springbrunnen, bedeckten Hallen, Statuen etc. sind sehr schön, zum Theil recht großartig und bilden nebst den herrlichen alten Bäumen des Parks eine sehr passende und schöne Umgebung des Industrie-Palastes und der vielen neben ihm aufgeführten Bauten. Vegetation Gebäude, Statuen und springende Wasser bilden zusammen oft wirklich malerisch arrangirte Bilder. Das größte Gebäude in diesem Park und zugleich der bedeutendste Ausstellungs-Gegenstand auf dem Gebiete der Architektur ist der Industrie-Palast. Man ist bei Anlage desselben von den für ähnliche Zwecke bisher üblichen Bauten in jeder Beziehung abgegangen, hat weder die große Halle, wie sie in London angewendet wurde, noch den großen Rundbau, wie er im Jahre 1867 in Paris in einer für die Zwecke einer internationalen Ausstellung wahrhaft genialen Weise durchgeführt worden ist, acceptirt, sondern hat ein neues, das sogenannte Grütersystem, erfunden. Der Industriepalast besteht nämlich aus einem mehr als 900 Meter langen, 25